

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 34.

Mittwoch, den 10. Februar 1909.

24. Jahrgang.

Am Franzosenstein.

Original-Roman von Erich Ebenstein.

(14. Fortsetzung.)

Ina Landt hatte Winkel verlassen, um bis zur Hochzeit, deren Termin noch nicht festgesetzt war — der Alte wollte, daß Hans schon im Fasching heirate, aber das Brautpaar wünschte einen späteren Termin — im Hause der ihr befreundeten Frau Sekretionschef zu wohnen.

Inzwischen schickte Paur nach allen Richtungen pompöse Verlobungskarten aus, in welchen er die Verlobung seines Sohnes Hans mit „Fräulein Ina von Landt, Tochter des verstorbenen Herrn Generals Wilhelm von Landt,“ feierlich bekannt gab.

Jedes einzelne Glied der Familie Herzog bekam eine solche Anzeige. Vier Wochen lang ging der alte Paur mit strahlendem Gesicht herum und behandelte seinen Sohn sogar unter vier Augen mit einem Schimmer von Hochachtung. Es hatte sich nämlich ergeben, daß die zukünftige Schwiegertochter zahlreiche vornehme Bekannte besaß, und Jakob Paur schwelgte förmlich in dem Gedanken, daß all diese Leute nach und nach zum Aerger der Herzogs und besonders Frau Konstanze nach Winkel als Gäste in seine Villa kommen würden.

Reich und vornehm sein — das war sein Traum stets gewesen. Reich war er. Nun würde auch wohl die Vornehmheit allgemach kommen.

Aber nicht lange dauerte diese freudige Stimmung. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht in Winkel, daß eine Eisen-Gesellschaft eine Eisenbahn von Bruchstadt über Winkel und Gams nach Mitterbach bauen wollte. Das neu entdeckte Kohlenlager und der berühmte Wallfahrtsort bei Gams rechtfertigten diesen Plan.

Im Grunde aber zweifelte niemand und am allerwenigsten Jakob Paur, daß der alte Herzog hinter der ganzen Geschichte stehe. Wenige Tage später brachten die Zeitungen schon die Nachricht, daß das Projekt noch in der diesjährigen Landtagsession vorgelegt werden sollte.

Paur geriet in große Wut. Wenn die Sache bewilligt wurde, dann konnte er all seine wohlverwagten Pläne in die Tasche stecken — Peter Herzog war ihm „über“ für immer.

Selbst wenn die Spekulation unten in Bosnien gelang, die er seit Monaten in aller Stille betrieb, würde das nicht viel ausmachen. Die Eisenbahn verdarb alles. Hans hatte gut reden, daß die Vorteile derselben ja auch den Paur'schen Werken zugute kommen würden; daß man die Waren weitaus billiger versenden könne, alles zum Betrieb Nötige, vor allem das Roheisen, leichter herbeischaffen würde. Das bewies nur Hans' Kurzsichtigkeit.

Die Eisenbahn durch Winkel, das bedeutete kein bloßes Verkehrsmittel, das bedeutete ganz einfach die Erschließung dieses weltabgelegenen Tales, an dem die Jahrzehnte fast spurlos vorübergegangen waren, für den modernen Geist der Zeit. Neue Menschen mit neuen Ideen, tausend neue Bedürfnisse, Luxus, Aufklärung, Unzufriedenheit — dies alles würde sich durch die Eisenbahn gleich einem Strom über Winkel ergießen.

Diesen Dingen aber fühlte sich Paur nicht gewachsen. Ihm, mit seiner geringen Bildung, seiner angeborenen Proletariatsnatur, seinem rücksichtslosen Despotensinn erschien nichts so gefährlich und unheimlich wie die neue Zeit. In den ihm von Jugend an vertrauten Verhältnissen, durch Glück und seine natürliche Schlaueit unterstützt, war er emporgekommen.

(Nachdruck verboten.)

In neuen Verhältnissen würde er sich nie zurechtfinden können, während Peter Herzog vermöge seiner Bildung und seines Anpassungstalentes zweifellos einen neuen Aufschwung seiner Unternehmungen dadurch erzielen würde. Schon hatte er zum Aerger seiner Konkurrenten angefangen mit Reformen. Ein Konsumverein für Arbeiter, an deren Spitze Peter Herzog stand, war im Werden. Draußen auf der Straße gegen Gams zu wurden lustige große Arbeitshäuser gebaut, zu welchen Herzog den Grund umsonst hergegeben hatte. Auch die Bezirkskrankenkasse war so gut wie eingerichtet, und Peter Herzog hatte sich aus freien Stücken bereit erklärt, zwei Drittel der Gesamtbeiträge seiner Arbeiter aus eigener Tasche zu zahlen.

Was Wunder, daß sie ihm zuflüchten in Scharen und Paur's eigene Arbeiter kein höheres Ziel kannten, als in Herzog'sche Dienste zu kommen.

Dagegen bedeutete der vermehrte Betrieb in den Paur'schen Werken, ja selbst die beiden neuen Hochöfen in der Anna-Hütte, wenig genug.

Nun sollte noch diese verdamnte Eisenbahn dazukommen. Und es schien unvermeidlich. Kaum schmolz der Schnee und die ersten Palmfächer reckten sich im linden Frühlingshauch empor, als Geometer und Ingenieure das Winklertal zu durchschwärmen begannen. Überall wurde gemessen, gehöhrt und berechnet. Die Rosenauerin schwamm in einem Meer von Wonne. Eine Bahn durch Winkel! Wie würde das ihre Wirtschaft heben! Und einstweilen waren die Herren Geometer und Ingenieure tägliche Stammgäste im „Heiligen Florian“ und sagten ihr die ausgesuchtesten Schmeicheleien.

Hans beschwor seinen Vater wieder und wieder, nicht eigensinnig sich gegen die Zeit zu stemmen. Er solle ihm doch jetzt endlich vertrauen, Freiheit geben, ebenfalls Reformen einzuführen, und so das täglich wachsende Übergewicht der Herzogs parieren.

Aber da wurde der Alte wild, schrie und fluchte und schwor, so lange er lebe, gehe er nicht ab von seinen Grundsätzen, und er werde schon trotz allem einen Trumpf finden gegen die Herzogsche Bande.

Da schwieg Hans und die Entfremdung zwischen Vater und Sohn wurde größer als je zuvor. Nur in einem war Hans auf Seiten seines Vaters: Auch er haßte die Herzogs.

Und das kam so. Im Fasching war beim „Heiligen Florian“ Kränzchen gewesen zum Festen der Ortsfeuerwehr, an dem sich alle Honoratioren beteiligten. Auch Hans war vorgegangen. Zum ersten Male nach langer Zeit hatte er dabei Konstanze Herzog wiedergesehen, und der Anblick ihres Gesichtes, das ihm gleichwohl schmäler und blässer erschien als früher, war ihm wie ein Stich durch die Brust gegangen.

Warum durfte er nicht hintreten zu ihr wie früher und sein bedrücktes Gemüt erleichtern in herzlicher, freundschaftlicher Aussprache? Ja, warum eigentlich? Er hatte sie doch nicht beleidigt, und vielleicht war es nur Einbildung, daß sie die Herzogsche Feindschaft gegen seinen Vater auch auf ihn ausdehnte? Was ging sie beide denn der Streit der Alten an?

Als es zum Tanz kam, trat er auf sie zu und bat sie um den ersten Walzer. Aber Konstanze erwiderte seinen Gruß kaum,

blitzte ihn freudig an und erklärte lächelnd, sie tange nicht. In demselben Augenblick rief der alte Herzog, welcher auch anwesend war, seine Schwiegertochter zu sich. Hans verbeugte sich grüßend gegen den Alten, den er erst jetzt bemerkte, ebenso wie er nun erst Richard sah, der neben dem Alten stand.

Beide blickten ihn starr an, ohne seinen Gruß zu erwidern. Ueber Peter Herzogs ausdrucksvolles Gesicht glitt sogar ein höhnisches Lächeln.

Nach der Scham und Zorn trat Hans zurück zu seinem Vater, der allein in einer Ecke saß und ihn mit einem spöttischen Blick empfing.

„Nun, ich denke, jetzt siehst Du, was das für Leute sind?“ brummte er grimmig.

In diesem Augenblick tanzte Konstanze am Arm Direktor Baumanns vorüber. Es war also nur eine Demütigung gewesen für Hans, als sie diesem sagte, sie tange nicht. Es sollte bloß heißen: Mit Dir tanze ich nicht —.

Blau und finster erhob er sich und verließ das Fest. Draußen rannte er stundenlang in der mond hellen, glühenden Winternacht umher, um erst lange nach Mitternacht todmüde und erschöpft sein Zimmer aufzusuchen. Aber auch dort fand er keine Ruhe. Durch die gefrorenen Scheiben klangen leise die Geigentöne aus dem „Heiligen Florian“ herüber in lustigen Tanzweisen. Und wie fest Hans auch die Augen schloß — immer wieder sah er Konstanze Herzog tanzen, unermüdlich aus einem Arm in den andern fliegend.

Und leise, leise griff ein wilder Geselle nach seinem Herzen und nahm es in Besitz. Nein, es sollte keinen Frieden geben zwischen den Paurischen und denen da drüben. Auch er konnte hasen.

14. Kapitel

Der Ameisbör war seit jenem Tage, an dem Sabine Herzog ihm das Buch seines Großvaters gestohlen hatte, ein anderer Mensch. Er ging nur selten in den „Heiligen Florian“, war aber auch fast nie daheim. Sein Anwesen verkam immer mehr, und ein Stück Vieh nach dem andern wurde ihm von den Gläubigern fortgeführt.

Aber das kümmerte ihn wenig. Seine ganze Aufmerksamkeit gehörte Sabine, die er auf Schritt und Tritt umlauerte und beobachtete. Dreimal war er bei ihr gewesen und hatte sein Buch zurückgefordert. Jedermal hatte sie ihn mit spöttischem Lachen abgewiesen. Endlich hatte er sich entschlossen, sie in Gams beim Bezirksrichter auf Diebstahl zu verklagen. Aber auch damit erreichte er nichts.

Sabine erklärte die ganze Sache für einen Scherz. Das Buch sei wertloser Unsinn, und sie habe es mit sich genommen, damit es dem Ameisbör nicht den Kopf verdrehe. Danach habe sie es verbrannt und sei gern bereit, nun eine bare Entschädigung dafür zu bezahlen.

Der Bezirksrichter fand die ganze Klage lächerlich, gab Sabine recht, daß sie dem Aberglauben entgegengetreten sei, und ermahnte den Ameisbör in strengem Ton, sich lieber um seine verlotterte Wirtschaft zu kümmern als nach Schätzen zu suchen. Gleichzeitig verbot er ihm auf Sabines Ansuchen das Graben auf dem Franzosenstein, da dieser Herzogscher Grund und Boden sei.

Und als der Ameisbör sich noch immer nicht beruhigen wollte, wurde er mit 10 Gulden Entschädigung für das vernichtete Buch abgefertigt und nach Hause geschickt, wobei der Bezirksrichter ihm wiederholte, daß er ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht habe, da das Buch jedenfalls kaum den zehnten Teil wert gewesen sei.

Saß und Galle im Herzen, schlich der Alte heim. Von dieser Stunde an schwor er den Herzogs Rache.

Sabine aber triumphtierte. Jetzt endlich würde sie wohl Ruhe haben. Wenn nur der Frühling erst da wäre!

In den langen Wintermonaten hatte sie unaufhörlich über die Notiz in dem alten Schatzbuch gegrübelt und nun endlich glaubte sie, die richtige Erklärung gefunden zu haben. Daß der Schatz im Schatten des Eibenbaumes vergraben lag, schien ihr zweifellos, ebenso daß die angegebenen Zahlen, welche offenbar Schritte bedeuten sollten, das Ausmaß des genauen Punktes ergaben, wo nachgegraben werden mußte.

Sabine hatte im letzten Halbjahre viel gegraben am Franzosenstein. Sie hatte den Schatten des Eibenbaumes genau ausgemessen — im Morgen- und Abendlicht, aber immer war

der Spaten nach einer kaum fußtiefen Erbschicht auf unbearbeitlichen Felsengrund gestoßen. Erst im Laufe des Winters, wo sie ihre Grabungen einstellen mußte, war ihr plötzlich zweierlei klar geworden: erstens, daß der Eibenbaum seit 1800 um ein Bedeutendes gewachsen sein, also heute einen ganz veränderten Schatten aufweisen mußte.

Zweitens, daß Matthäus Herzog doch wahrscheinlich seinen Schatz nicht bei hellem Tag hinaufgeschafft und vergraben haben würde, sondern die Nacht dazu wählte, wo er sein Geheimnis sicherer behüten konnte.

Wahrscheinlich war also der Schatten des Eibenbaumes im Mondenschein gemeint. Sabine stellte fest, daß zur Vollmondzeit der Mond in gerader Linie gegenüber dem Franzosenstein aufging, und der Schatten des Baumes alsdann schnurgerade gegen die alte Ruine zu fiel. Es gelang ihr weiter, in der Bibliothek einen alten Bauernkalender aus dem Jahre 1800 aufzustöbern, aus dem sie feststellen konnte, daß am Todestag Matthäus Herzogs Vollmond gewesen war. Und am Tage zuvor hatte er den Schatz vergraben.

Es war Ende April. In Bruckstadt sollte die Hochzeit Annschi von Theissens mit dem Baron stattfinden. Eigentlich war die Vermählung ursprünglich für Februar bestimmt gewesen, da aber Riva den erbetenen Urlaub nicht früher bekam, mußte die Hochzeit verschoben werden. Natürlich waren die Verwandten aus Winkel dazu geladen und Peter Herzog, Konstanze und Richard fuhren auch wirklich am 20. April nach Bruckstadt, von wo sie am 28. in Begleitung Melamies zurückkehren sollten.

Auch Sabine hätte fahren sollen, aber am Abend des 19. April sandte sie ihr Mädchen mit der Nachricht zu Konstanze, daß sie plötzlich an heftigem Rheumatismus erkrankt sei, sich kaum rühren könne und daher im Bett bleiben müsse.

Sabine bewohnte allein mit einer Dienerin, welche alt und halbtaub war und lange Jahre in der Herzogischen Familie diente, das erste Stadtwerk des Schlosses. Zu ebener Erde wohnte ein ebenfalls altes Ehepaar, welches Hausmeisterdienste versah, und die Köchin.

Als Sabine nun plötzlich erkrankte, erbot sich die Dienerin, deren Stube abseits von Sabines Gemächern lag, die Nacht neben Sabines Schlafzimmer zu verbringen, um zur Hand zu sein, falls die Herrin sie brauche.

Aber Sabine lehnte sehr bestimmt ab. Sie wollte Ruhe, nichts weiter. Die letzte Nacht habe sie wenig geschlafen, nun wollte sie es einbringen. Sie ließ Cilli schon um acht Uhr alle Türen schließen, und schickte sie dann mit dem strikten Befehl fort, sie absolut nicht mehr zu stören.

Raum war Cilli gegangen, als Sabine aufstand und die Tür hinter ihr abschloß.

Dann kleidete sie sich an, holte aus einem Schrank eine Laterne, Schlüssel und einen Spaten, welche Dinge sie augenscheinlich schon früher vorbereitet hatte. Zuletzt setzte sie sich auf einen Stuhl, legte die Taschenuhr vor sich hin und wartete.

In Winkel ging man zeitig zur Ruhe. Sabine hörte, wie um neun Uhr der Hausmeister unten das Tor schloß und zweimal versperrte. Eine Weile drang aus den offenen Fenstern unten noch leises Geplauder, dann wurde es still, und der Lichtschein erlosch. Auch in den nahen Arbeiterhäusern wurde es allgemach dunkel, und nur drüben über der Winkel drang aus den Gewerken roter Feuerschein in die Nacht hinaus.

Als es zehn Uhr schlug, erhob sich Sabine, zündete die Blendlaterne an, warf einen Mantel über, in dessen Taschen sie die Schlüssel steckte, und einen zusammengerollten Sack und machte sich auf den Weg.

Von ihrer Wohnung aus führte ein Gang in die Schlosskapelle. Diese besaß einen Ausgang nach der Waldseite hin, von wo man auf einen allerdings nicht sehr bequemen Pfad die Ruine erreichen konnte. Diesen Weg wählte Sabine. Der Mond war längst aufgegangen und beleuchtete das Tal hell. Sabine löschte darum, draußen angelangt, die Laterne aus und kletterte dann mit einer Gewandtheit, die man ihren Jahren kaum zugetraut hätte, den steil ansteigenden Weg empor.

(Fortsetzung folgt.)

Du.
Adeline Elisabeth Rohn.

Du sprachst zu mir von früh gestorbnem Glüd,
Mit schlichten, leisen, abgeklärten Worten.
Mir war, ein Vorhang glitte sacht zurück
Von eines schönen, weißen Tempels Pforten.

Ich sah dich aufrecht in des Kampfes Wein,
Ich sah dich ringend gehn durch Armutsblöße:
So jung, so zart — so ernst und so allein,
Stumm neigt ich mich vor deiner Siegesgröße.

Nun bist des Ziels du beiner Fahrt gewiß,
Du hast den Stab der Wanderschaft gefunden,
Nur heller grüßt das Licht nach Finsternis:
Und selig ist das Herz, das überwunden.

Valentin und Valentine.

Von C. Falkenhorst.

„Guten Morgen! Heute ist Sankt Valentinstag!
Seht, wie früh auf ich bin.
Vor eurem Fenster steht die Maid
Als euer Valentin.“

So singt Ophelia in der erschütternden Szene im vierten Akt des „Hamlet“, da sie geistesgestört vor dem König und der Königin erscheint. Shakespears nimmt hier auf einen alten Brauch Bezug, der nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und im westlichen Deutschland Jahrhunderte hindurch üblich war. In ihm verkörpert sich der „Flirt“ früherer Zeiten, und er lehrt uns, wie die jungen Leute von ehemals mit der Liebe spielten.

Im Westen Europas hält der Frühling etwas eher seinen Einzug. Schon Mitte Februar ist des Winters Hauptmacht gebrochen, und es treten Tage ein, in denen man das erste Wehen des Lenzes verspürt. Namentlich in der heimischen Vogelwelt wird der Witterungsumschlag mit merkwürdigem Jubel begrüßt. Heller erklingen die Vogelstimmen, das Liebeswerben beginnt, die Paare finden sich zusammen, und Vorbereitungen zum Nestbau werden getroffen. In Wirklichkeit ist der Frühling ein unpünktlicher Geselle, er verspätet sich nur zu oft. Der Mensch aber, der den Kalender erfunden hat, will alles möglichst an einen festen Termin binden, und so entstand auch die Ansicht, daß am Valentinstage, dem 14. Februar, das Liebeswerben der Vögel prompt beginne. Auch im Menschenherzen sollte das Lenzeswehen eigentlich die Liebe wecken; das wünschten seit jeher die Eltern heiratsfähiger Töchter und junger Männer; aber die Jugend war oft zu zaghaft; man mußte sie also ermuntern, sie in einen Flirt hineinlocken, aus dem später wirkliche Liebe und Ehebindnisse sich entwickeln würden. Und dazu schien der Frühlingsanfang, schien der Valentinstag recht geeignet. An ihm bestimmte man also, daß ein Bursch und ein Mädchen ein Paar bilden sollten, nicht für immer natürlich, sondern nur für ein Jahr. Der Bursch sollte der Ritter, der Verehrer des Mädchens sein, er schenkte ihr Blumen, er führte sie zum Tanz, er bevorzugte sie vor allen anderen Mädchen des Ortes, und die schönere Hälfte vergalt ihm Gleiches mit Gleichem; er nannte sie seine Valentine und sie ihn ihren Valentin. Nicht selten geschah es, daß aus dem Flirt ernste Zuneigung wurde und der Valentin seine Valentine zum Traualtar führte. Dann war der Zweck des Brauches glücklich erreicht.

Die Art und Weise, auf die man die Paare zusammenbrachte, war verschieden. In den allermeisten Fällen entschied zunächst das Los. Bursche und Mädchen traten zusammen; jeder von den jungen Männern warf in eine Urne einen Zettel oder einen Gegenstand, der seinen Namen kenntlich machte. Das Gleiche taten die Mädchen in eine andere Urne hinein. Nun zog man die Lose, und diejenigen, deren Merkzeichen gleichzeitig gezogen wurden, bildeten das Valentinspaar. Diese Lotterie war aber durchaus nicht nach dem Geschmac derjenigen, die schon bestimmtere Herzenswünsche hatten; auch denjenigen, die sich erst unklar nach Liebe sehnten, erschien sie zu prosaisch. Die Schwärmer und Schwärmerinnen suchten andere Bestimmungen für die Wahl des Valentins und der Valentine durch, auch dabei sollte anscheinend der Zufall entscheiden, aber wer etwas geschickt war, konnte doch den Zufall beeinflussen. In derartigen Angelegenheiten sind die Mädchen stets pfiffiger als die Jünglinge, und sie suchten folgenden Wahlmodus durch. Als ihr Valentin sollte derjenige junge Mann aus einem fremden Hause gelten, den sie zuerst am Valentinstage erblickten — zufällig erblickten, hieß es selbstverständlich, aber die Mädchen wußten wohl dem Zufall aus dem Wege zu gehen oder ihn herbeizuführen. Wie Ophelia singt, stellten sie sich früh vor dem Hause desjenigen auf, den sie bereits im Stillen gewählt hatten, und warteten auf sein Erscheinen; ganz zufällig lauerten sie ihm am Valentinsmorgen auf dem Wege auf, den er zu gehen pflegte; manche sahen auch mit halbgeschlossenen Augen am Fenster ihres Kammerleins, sahen nichts, wenn gleichgültige junge Männer vorbeizogen, kam aber der Erwählte daher, so begrüßten sie ihn als ihren Valentin. Die Liebe ist eben erfinderisch. Diejenigen Unerfahrenen aber, deren Herzen nur von einem unbestimmten Sehnen erfüllt waren, wanderten vor Tag und Tau ins Freie und spähten

mit banger Neugier, won der Zufall ihnen entgegenführen würde. Die Hermsen schüttelten sich später durch ihren Valentin nur zu oft enttäuscht.

Dieser Brauch war aber nicht allein unter der Landbevölkerung verbreitet. Auch in vornehmen Kreisen und an den Höfen wurde er geübt. Madame Rohal, die Tochter Heinrichs IV., baute bei Turin ein Schloß Valentin. Beim ersten Feste, das sie dort gab, veranstaltete sie, daß die Damen ihre Liebhaber auf ein Jahr durch Los wählten; nur für sich selbst nahm sie freie Wahl in Anspruch. Auf jedem Falle während des Jahres empfing jede Dame von ihrem Ritter einen Blumenstrauß, während sie bei jedem Turnier für den Schmud seines Rosses sorgte.

Es ist aber gefährlich, mit der Liebe zu spielen. Dieser alte Flirt hatte auch seine Schattenseiten. Schon bei der Wahl des Valentins und der Valentine, die in öffentlichen Versammlungen oder bei Freudenfeuern durchs Los bewirkt wurde, kam es zu Ausschreitungen wider die gute Sitte, und vielerorts sahen sich die Behörden veranlaßt, den Brauch zu verbieten. Andererseits war vielen der Flirt für ein ganzes Jahr doch zu lang. Der Brauch nahm andere Formen an und beschränkte sich schließlich auf Spiele, reien und Redereien am Valentinstage. Das war in England der Fall. Schon im siebzehnten Jahrhundert wählten dort, wie Mannhardt berichtet, auch Kinder erwachsene und sogar unverheiratete Personen anderen Geschlechtes zu Valentinen und brachten ihnen dann wohl ehrfurchtsvoll ihren Namen auf blaues Papier mit goldenen Lettern geschrieben, wofür sie ein ansehnliches Geldgeschenk empfingen. Und allmählich entwickelte sich in den Städten Englands die Gewohnheit, einander am Valentinstage anonyme Liebesbriefe, launige Liebeskarten in artistischer Ausführung verschiedenartigsten Genres zuzusenden, denen jedoch selten ein von ein Pfeile durchbohrtes Doppelherz mit der Aufschrift fehlte:

„Ich bin dein, wenn du bist mein,
Bin dein lieber Valentin.“

In London wurden noch in der Neuzeit am 14. Februar Hunderttausende dieser „Valentine“ durch die Post ausgetragen und für die besondere Mühe, die ihnen dadurch verursacht wurde, erhielten die Briefträger als Entschädigung ein besonderes Mittagessen, bei dem sie mit Rostbraten und Bier bewirtet wurden.

In Frankreich nannte man ursprünglich die Lenzbuhlen Fegenot und Fegenotte, erst später kamen Valentin und Valentine in Aufnahme. Die Bestimmung der Paare erfolgte derart, daß man einen Scheiterhaufen vor dem Orte anzündete; um diesen versammelte sich die Jugend und durch Ausrufen wurden den Mädchen Burschen zugeteilt, wobei man sich allerlei Scherze erlaubte und gerade diejenigen zusammennannte, die sich bekanntlich nicht gerne mochten. Der Fegenot mußte seiner Dame einen Ruchgegenstand schenken und diese rebanchierte sich mit einem Gutband. Dann tanzten beide zusammen; weigerten sie sich aber, diese Formalitäten zu erfüllen, so wurden ihre Bildnisse auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

In ähnlicher Weise wurden am Rhein und an der Mosel vielerorts die „Vielliebchen“ und „Valentinden“ ausgerufen. Im allgemeinen verlegte man aber in Deutschland den Brauch der Lenzbuhlschaft in spätere Jahreszeit, namentlich auf Anfang Mai. Er bildete sich hauptsächlich im Rheinland, in Hessen und Westfalen zu dem „Mailehen“ aus, wobei unter verschiedenen Zeremonien und unter Abbrennen von Freudenfeuern die Mädchen des Ortes für ein Jahr an die meistbietenden Burschen versteigert wurden. Die deutsche „Maibuhle“ oder das „Maibädchen“ entsprechen durchaus der englischen Valentine. Der Zweck war hier wie dort derselbe, und wenn die einen dabei auch sangen:

„Ein Lehen ist ein Lehen;
Wer's nicht will, läßt es gehen.“

so hielten sich die andern an den Reim:

„Heute zum Lehen,
Morgen zur Ehe,
Nächstes Jahr zu einem Paar.“

Das Dorf der Larven.

Karnevalsplauderei von Egon Noska.

Wenn irgend jemand jeht, in den Wochen, da Prinz Karnebal das Szepter führt, durch ein Stück bemalter Pappe oder gestrichter Gaze, das er vor dem Gesicht befestigt, sich im Ru in einen Mohren oder in einen Clown oder einen diabolischen Bauern oder sonstwie zu verwandeln versucht, oder wenn einer, der sonst das Metermaß handhabt, einen Degen oder Säbel an die Seite schnallen will, der nachhinkt, der für einen Abend durch Ueberzug einer großen Rollperücke seinen Freunden ein Rätsel über seine Persönlichkeit aufzugeben die Absicht hat, und alle die anderen tausend und aber tausend, nein, Millionen Menschen in der großen weiten Welt, die sich der Karnevalszeit hingeben — sie alle haben die fleißigen Hände der Bewohner eines thüringer Dorfes in Bewegung gesetzt.

Ranebach heißt das Nestchen; man findet es auf keiner Landkarte, es sei denn eine Spezialkarte des Herzogtums Sachsen-Gotha, zu dem das lieblich an der Alm in einem schönen Tale, dem sogenannten Ranebacher Grund, gelegene Dorf gehört. Oberhalb Almenaus, mitten im Thüringer Walde, liegt das Dorf mit seinen etwa neunzehnhundert Einwohnern, einer ungemein betriebsamen Bevölkerung, von der sich weit mehr als die Hälfte

Wann, Frauen und Kinder, Jubsand und Jubsand der Tätig-
keit widmet, für die Weltlust der Menschen da draußen in allen
Ländern zu sorgen.

Es gibt auch noch eine andere Industrie in dem Orte, Porzellan,
Glasinstrumente werden dort fabriziert, und diese Industrie hat
auch wieder die Entstehung einer Kistenfabrik hervorgerufen.
Steinbohlengrube, Holzsägewerk und Holzhandel beschäftigen ein
paar Hundert Bewohner. Aber all das tritt zurück hinter der
Fabrikation der papiernen Fröhlichkeit, insbesondere hinter der-
jenigen der Gesichtsmasken, mit denen die paar Manebacher Fa-
briken die ganze Welt versorgen. Buchstäblich gehen Millionen
solcher Masken jährlich aus dem Orte fort, nicht nur nach Deutsch-
land, nein, auch ins Ausland und sogar nach den entlegensten
Weltwinkeln.

Die Arbeitskräfte im Orte selbst sind für die Fabrikation
längst erschöpft, zumal sich die Fabrikationszweige dieser Fabriken
von Jahr zu Jahr erweitern und neben Masken noch hundertertei
andere Artikel hervorgebracht werden, die aber zumeist alle die
Eigenschaft haben, daß sie zur Fröhlichkeit der Menschen be-
tragen. Da gibt es zum Beispiel Körte auf Drahtgestellen,
Berücken von Wolle, Karlekin-Pittchen, Ausstattungsartikel für
Maskenkosüme, wie Waffen oder Drehsiegel, Schornsteinfeger-
leitern oder Schmetterlingsflügel, riesige Gigerlührketten, Helme
und Ritterschilde, ulkige Karnevalsstücke und dergleichen mehr.

Ein weites Feld der Fabrikation dieser Karnevalskunst sind
die Vigotphones geworden, ein Artikel, der seit ein paar Jahren
so siegreich durch die Welt zieht: das sind allerlei Musikinstrumente
aus Karton zum Hineinsingen, Hörer und Trompeten, aber auch
Tabakspfeifen und Regenklänge, die solcher singenden, lärmenden
Karnevalsfreude dienen. Es gibt auch solche Vigotphones in Form
von Küchengeräten und sonstigen originellen Fajons, beinahe kann
man sagen, es gibt überhaupt keinen Gegenstand der Welt, der
nicht in Manebach in Karton zu einem Karminstrument nachge-
bildet wird.

Dann wieder gibt es dort zahlreiche scherzhafte Kopfbedeckun-
gen, von der einfachen Narrenkappe aus Buntpapier, dem aus
Karton nachgeformten Zylinderhut, bis zu den phantasievollsten
Gegenständen, die man sich kaum noch als Kopfbedeckung vorzu-
stellen vermag: z. B. Wallonmützen, hinter einem Schild, auf
welchem ein dicker Bierwirt mit zahlreichen Maßkrügen prangt.

Aber auch ganze Maskenkosüme aus Papier und aus Stoff,
Tier-Imitationen, Maskenschmuck, wie Diademe und Ketten,
Kotillonorden, Rächer, Feistschleifen und Vereinsabzeichen, Scherz-
Kreuzer und -Grillen, Konfetti und Luftschlangen, Scherzplakate
und was sonst noch so alljährlich die Phantasie an Ulfereien und
Foppereien zur Verschönerung der Karnevals-Vergnügungen her-
vorbringt, wird in dem Thüringer Neste hergestellt.

Freilich nicht nur der Karnevalszeit und ihrer Verschönerung
ist der Fleiß der Manebacher gewidmet. Zu jeder Jahreszeit und
allerorten stoßen wir auf Artikel, die aus diesem Thüringer Ort
und seiner Umgegend stammen. Wenn im Sommer die Garten-
lokal-Inhaber zu den Sommerfesten ihre Gärten mit bunten
Lampions schmücken, so sind diese sicherlich aus Manebach be-
zogen, wenn auch auf mancherlei Zwischenvegen; die Kinder bei
den Kinderfesten tragen Stocklaternen, die anzufertigen ihre
kleinen Altersgenossen in Manebach geholfen haben. Die Fä-
hchen, mit denen die Kleinen stolz im Kinderfestzuge prunken, die
Papierdrachen, die im August die Knaben in die Lüfte fliegen las-
sen, und mancherlei anderes Spielzeug der Kleinen, das ihnen
aus Papier oder ähnlichen leichten Stoffen frohe Stunden her-
vorzaubert, stammt aus der Heimat der papiernen Fröhlichkeit.

Doch auch praktische Bedarfsartikel werden von den fleißigen
Manebachern hergestellt. So ist in den letzten Jahrzehnten zum
Beispiel der Papier-Teller und die Papier-Schüssel ein riesiger
Bedarfsartikel geworden. Bei den Wurstbuden großer Volksfeste
und Vogelwiesen traf dieser Papierteller vor ein paar Jahrzeh-
nten zuerst in die Erscheinung; heute gibt's kaum ein Eßwarenge-
schäft, das nicht solcher Tellern und Schüsseln bedarf, und aus
Manebach gehen alljährlich viele Tausend Groß dieses Artikels
in alle Lande.

Indessen der Hauptartikel der Manebacher Industrie sind die
Masken, oder richtiger Gesichtsmasken, die in großen Fabriken,
aber auch in der Hausindustrie hergestellt werden, während alle
die anderen erwähnten Gegenstände mehr oder weniger in der
Umgegend verfertigt und in die Fabriken nach Manebach geliefert
werden. Und diese Masken geben denn auch dem Thüringer Dorfe
seine eigenartige Physiognomie, die den Ort wohl als einzigar-
tig in ganz Deutschland, ja sicherlich in der ganzen Welt er-
scheinen läßt.

Man stelle sich vor, man wandert durch die anmutige Thürin-
ger Landschaft ganz in Gedanken dahin, freut sich des Son-
nenscheins, der auf den ländlich freundlichen Gärten lagert.
Ein würziger Duft steigt von den Blumen auf. Da grinst einem
plötzlich vom Holzstapel die lachende Fraue eines Clowns mitten
aus dem Grün eines Strauches entgegen. Und ehe man sich noch
von der Ueberraschung erholt hat, schreut einem von einer an-
deren Seite die Karikatur eines Engländers mit Bartkoteletten.
Dort taucht ein Regerkopf zwischen dem Grün auf, und da die
Baunerphysiognomie eines Häubers. Man glaubt, daß eine Rose

dort hinten winkt, und es ist, wenn man näher kommt, nur die
Niesennase einer Bauernmaste. Chinesen und Indianer, Schwie-
germutter und Säulmeister, Greifenhaupt und Wachsöpfchen, Koch
und Bruder Studio, Pfaff und Soldat, polnischer Jude und Gi-
gerl, — alle scheinen sie sich in diesen schmucken Vorgärten der
kleinen Manebacher Dorfhäuschen vereinigt zu haben. Fast aus
jedem Gärchen schauen die Frauen in die dörfliche Stille hinein
und bilden in ihrer grotesken Manier zu dem ländlichen Thürn-
ger Jöhl einen grellen, schreienden Kontrast. Ueber der Gips-
form sind sie ausgehängt zum Trocknen, ehe und nachdem sie be-
malt werden, um dann noch lackiert zu werden.

Von der Mannigfaltigkeit dieser Masken-Industrie hat der
Fernstehende nur schwer eine Ahnung. Tausende verschiedener
Masken von den ordinärsten und billigsten Papiermasken, die die
Ausatmung des Mundes nur zu bald zerreißen, bis zu den
feinsten Seiden- und Sammetlarven werden da produziert, von
den großen Tier- und anderen Köpfen, unter denen man kaum
atmen kann, wenn man sie über den eigenen wertigen Kopf gezogen
hat, bis zu den Halbmasken oder Nasen und Schnurrbart sind die
Variationen so zahlreich, daß die Muster nach Tausenden zählen,
und die Modelleure der Manebacher-Fabriken erfinden immer neue
Formen, denn das Narrentum der Welt verlangt immer neue
Sensation und wünscht auch, daß dem Zeitgeist und der Mode
Rechnung getragen werde. Große Lagerräume mit Tausenden
von Dugend dieser Narrenfrähen bergen die Manebacher Fa-
briken, und immer neue Masken entstehen unter den Händen der
Manebacher; ob der Frühling über die Berge kommt, oder der
Schnee ihre Häuschen umlagert, sie arbeiten fleißig, alt und
jung bei geteilter Arbeitsweise. Der Vater, die Mutter, die
Kinder, alle sind tätig, und selbst Zwei- und Dreijährige helfen
nach dem Maße ihrer bescheidenen Kräfte.

Fast völlig umgeben von Bergen, liegt das Dorf im Mane-
bacher Grunde, die schieferbeulagerten Häuschen und Häuser er-
scheinen zuweilen an den steilen Bergen wie angelebt, zwischen
den Feldern und Wiesen. Aber mitten durchs Tal zieht sich in
anmutigen Windungen die Landstraße, deren reger Verkehr, wenn
man von irgend einem Abhang einen Ausblick auf sie gewinnt,
das Landschaftsbild herrlich belebt.

Am Schachbrett.

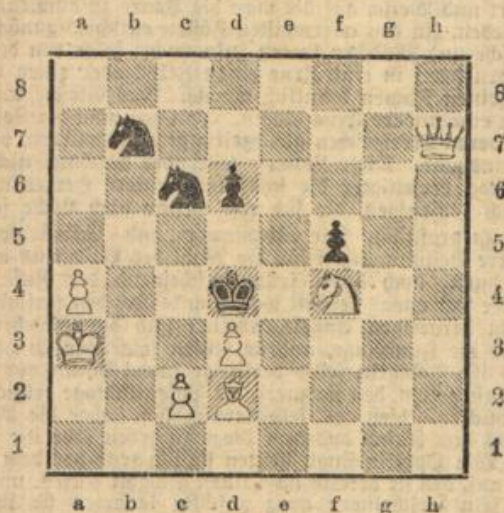
Auflösung zu Nr. 28.

W. Ke1, Dh3, Sb2, c7, Td2, Ba3, b6, e3
Schw. Ke3, Dc5, Lc5, Sa5, e5, Bb3, 7, d3
1. Dc8.

Wichtige Lösung schickten ein: C. Lange-Wiesbaden. —
Herrn. Bender-Wiesbaden. — Aug. Groß-Wiesbaden. — Ph. Ditt-
mann-Wiesbaden. — G. Haase-Wiesbaden. — C. von Abn-Wiesbaden.
Schachdecke Kurhaus-Wiesbaden. — Chr. Kemmer-Wiebrich. — A.
Jakob-Wiebrich. — H. Sattler-Wiebrich.

Schach-Aufgabe:

Von F. Beckers in Demmin.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Gledes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeiger.
Konrad Heybold in Wiesbaden.